

Die Leute im Stilltal

Autor(en): **Weiss, Margaretha**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **9 (1905)**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-587742>

Nutzungsbedingungen

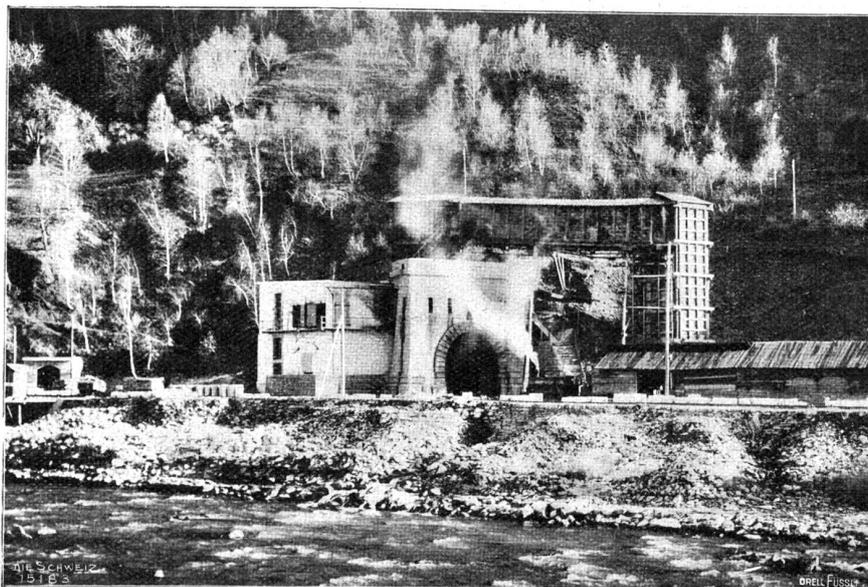
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Tunnelportal bei Brieg.

zeigt ein Blick auf die Karte des europäischen Kontinents. Der siegreiche Kampf, den die Pioniere der Technik im Verein mit großdenkenden Unternehmern gegen die Mächte der Natur im Innern des Monte Leone geführt haben und die ruhmreichen Erfolge schweizerischer Kraft dabei berechtigen uns, den 24. Februar 1905 auch als einen Ruhmestag der Schweizergeschichte zu feiern.
Dr. Albert Hablützel, Winterthur.

Die Leute im Stilltal.

Erzählung von Margaretha Weiß, Buonas.

Nachdruck verboten.

Jetzt wird's bald losgehen da drüben; er ist soeben mit seinem Plumpjock von Kutischer vorgefahren; 's Anny wird eine Nase machen!" sagte die Kreuzwirtin von Waldweilen spöttischen Tons. "Das ist halt so eine Schrulle von Fritz; schon bei seinen Eltern hat der Michel den Hochzeitskutschker gespielt. 's Anny freilich würde lieber einen Zungen, Hübschen auf dem Bock sitzen sehen; doch der wird vermutlich dort hinten im Stilltal noch manches spanisch vorkommen!" meinte der einzige Gast in der Stube.

"Ja, das denke ich auch; das flennt sicher am ersten Abend schon," stimmte die Wirtin bei.

Daß sich aber auch das lustigste, fidelste Mädchen in der ganzen Umgegend in diesen Träumen hat verlieben können!" wunderte sich der Dorfschmied.

"Ja, verlieben können! Anny ist so wenig in den Grüngrundbauer verliebt wie Ihr und ich! Anny weiß aber, daß es nicht leicht wieder einen so reichen Mann bekäme; dazu

ist es zu wenig schön, um Auswahl zu haben; und ledig wird's halt doch nicht bleiben wollen. Jetzt aber kommt ans Fenster; sie steigen ein!"

Der Dorfschmied erhob sich und stellte sich neben die Wirtin ans Eckfenster, das einen guten Ausguck auf das gegenüberliegende Bauernhaus gewährte. Dort wimmelte es von Hochzeitsgästen und neugierigen Zuschauern. Jetzt erschien das junge Paar. Der Bräutigam war ein ziemlich hochgewachsener Mann, dessen Neuferes vom gewöhnlichen Schlag der Waldweilerbauern abwich; seine Gesichtszüge waren etwas zart, und aus seinen dunkeln Augen sprach tieferes Denken und ruhige Ueberlegenheit. Die Braut kämpfte sichtbar mit den Tränen; sie bemühte sich, ihre Empfindungen, die nichts weniger als den Stimmungen glücklicher Brautenschaft glichen, vor den Umstehenden zu verbergen. Als sie in den Wagen bugsiert war und ihr Zukünftiger sich neben ihr zurechtsetzte, da verlagten ihre Kräfte. Ihrer Brust

entrang sich ein krampfhaftes Schluchzen, und die Tränen perlten auf ihr weißes Kleid.

"Wart noch, Michel!" befahl der Bauer dem unfundigen Kutischer, und zärtlich seinen Arm um die Schultern des zaghaften Mädchens legend, tröstete er: "Laß es dir nicht so schwer vorkommen, liebes Herz; du weißt ja, wir sind Gott sei Dank so gestellt, daß wir uns in keiner Weise einschränken müssen, selbst wenn drei, vier Mißjahre aufeinander folgten! Allerdings hat die Frau vieles durchzumachen, bittere Stunden zu gewärtigen, die durch keine Geldsummen von ihr abgewendet werden können; aber dem zu entgehen möchtest du doch nicht ledig bleiben, gelt, mein Lieb?"

"Fahrt nur zu, Michel, 's ist höchste Zeit; der Pfarrer wartet nicht gern, und es macht sich sonst schlecht, wenn man so ein Geleier hat, als ob noch eins auf den Schneider oder Schuster warten müßte!" erscholl aus der andern Kutische die harte Stimme der Speerhöferin, der traurigen Braut Mutter.



Tunnelausgang (1) auf der italienischen Seite.



Partie in der Diveriaschlucht unterhalb Varjo.

Im Vordergrund Ueberreste einer Römerbrücke; dahinter die Brücke des alten Saumweges; rechts dem Fluß entlang die neue Simplonstrasse und darüber, in den Kefematten gegen Steinschläge geschützt, die Eisenbahn.

Michel schaute seinen Meister fragend an, und als dieser bejahend nickte, ergriff er die Peitsche, ließ wie gewohnt ein kräftiges „Hi!“ erschallen, und die hochzeitlich geschmückten Kutschen fuhren unter den Freudenschüssen und dem Hurra-geschrei der Jungburschen der Dorfkirche zu.

„So, Anny, jetzt hast du deine guten Tage gehabt!“ sagte die Kreuzwirtin, zu ihrem Gast gewendet, als wäre dieser das fragliche Anny.

Der Speerhöfer war Vater von vier blühenden Töchtern, die einmal ein ansehnliches Vermögen zu gewärtigen hatten. Alle vier waren gesund, munter und heiratslustig; es war somit nicht verwunderlich, wenn viele junge Männer an den Sonntagabenden die Tür ins Kreuzwirthshaus verfehlten und sich ins Gegenüber verirrten, sodas die Kreuzwirtin mit den sogenannten Nachtbuben, d. h. mit solchen Burschen aus der Umgegend vorlieb nehmen mußte, die wohl wußten, daß sie für die Speerhöfers Töchter zu wenig vornehm waren. Indes konnte die Polizei nicht verhindern, daß sich eine Anzahl im „Kreuz“ sammelte und dann plötzlich vor dem Bauernhause mit Gepolter und ohrenzerreißendem Geschrei spektakelte und nicht abließ, bis die vier Schönen aus den Fenstern einige Flaschen Most wirten. Ein Halbjahr vor dem genannten Hochzeitsmorgen wußte von dem vierblättrigen Kleeblatt noch keine, welchem von den vielen Anbetern sie Herz und Hand bieten möchte. Sie machten sich während der Woche untereinander über die meisten lustig; fortwährend mußte einer herhalten: waren sie mit dem Hans fertig, so kam der Heinrich an die Reihe. Doch die meisten Spitz- und Spottnamen und die schalendsten Lachsalben wurden dem jungen Grüngrundbauern aus

dem Stilltal zuteil: ja wohl stammt der aus dem Stilltal; der hat ja weder Stimme noch Sinn fürs Ringen, noch Gelenkigkeit zum Tanzen. Auf dem Speerhof wurde nämlich jeden Sonntag wacker nach den Klängen einer Handharmonika getanzt. Dabei stritten sich die Tänzer fast um ihre Goldinnen, weil sie in größerer Anzahl vorhanden waren als Letztere; indes sah der Grüngrunder, seitdem er's übers Herz gebracht hatte, an diesen Kiltabenden teilzunehmen, und dabei der Püntlichste war, wie angewurzelt an seinem Plage, las in einem Buch oder redete mit den Eltern über Berufsinteressen. Doch glitt immer ein Sonnenstrahl über sein süßes Antlitz, wenn des Speerhöfers älteste Tochter sich in seine Nähe verirrte und ein freundliches Wort oder einen anständigen Scherz für ihn hatte; leider war dies aber höchst selten der Fall. Anny hatte,

wie sie sagte, anderes zu tun, als den versteinerten Mönch aufzukeitern. Sie war die Tanzlustigste von allen; kein Walzer und keine Polka durften vorbeigehen, ohne daß sie mitgemacht hätte.

Es ist ein winterlicher Montagmorgen. Die Speerhöferin, die nach Gesicht, Statur und Stimme geradezu einem Bergbauern gleicht, hat schon eine ganze Weile im Haus herumgerast und über ihre „vier Fehljahre“ geschimpft, weil diese infolge des späten Ausbleibens und „Kiltens“ noch nicht aus den Federn sind. Ihr Mann wartet bereits ungeduldig auf das Frühstück, und sie will dies absolut nicht bereiten, „und nicht den Giel machen, wenn man vier so baumstarke Jungfern hat“, wie sie sich elegant ausdrückt. „Es wäre mir bald recht, wenn endlich die eine oder die andere unter Dach und Fach käme, der Lärm in den Sonntagsnächten verleidet mir. In meinem Alter sollte man des Nachts schlafen können; aber ich glaube, ich kann



Domodossola. Blick vom Kalvarienberg gegen Norden; in der Ferne der St. Gotthard.

noch eisgrau werden, bis es Ruhe gibt; unsere Mädchen sind zu meisterlos, und das älteste ist von allen noch das ausgelassenste!" brummt der Speerhöfer, ein gebücktes, siebzehnjähriges Männchen, dem seine um zwanzig Jahre jüngere rüstige Frau weit überlegen ist. "Was? Ausgelassen?" schnauzt sie ihn an. "Unsere Töchter sind nicht ausgelassen!" "Luftig, wollte ich sagen..."

"Zwischen luftig und ausgelassen ist aber doch ein großer Unterschied. Es sollte mir nur einer kommen und mir sagen, meine Mädchen seien ausgelassen, dem wollte ich den Meißer zeigen!"

"Ja, ja, ich weiß ja schon!" jagte die schwache Stimme des Männleins.

"Also, warum schwagest denn so dumm, wenn du's weißt! Jetzt aber will ich unserer großen Schlafmütze auf die Ferien helfen!" fuhr die aufgeregte Frau fort, ergriff einen Stock und schlug damit derart an die Stubendecke, daß das Gemach ordentlich zitterte und das greise Männlein mit den Händen nach seinen alten, geschwächten Ohren fuhr. In diesem Augenblick sprang die Tür auf, und die zwei- und zwanzigjährige Mellette huschte ins Zimmer. Schön war Anna nicht zu nennen; ihre Gesichtszüge waren wenig feiner als die der Mutter; Mund und Nase durften kleiner sein; was ihr aber trotzdem einen gewissen Reiz verlieh, war der stark ausgeprägte Frohsinn, der aus ihren Augen strahlte.

"Was verführt ihr nur für einen Heidenlärm?" begann sie mehr lachend als vorwurfsvoll. "Ich war ja schon längst in der Küche, habe Feuer gemacht und das Kaffeewasser übergetan; bei euerm Gepolter habt ihr mich nur nicht gehört."

Derweil fing das fleißige Mädchen an, aufzuräumen, was allerdings not tat; man sah wohl, daß in der Stube eine lustige Gesellschaft gehaust hatte. Blink stellte und legte Anna alles wieder an seinen Platz; dabei trillerte sie fortwährend vor sich hin und kicherte in sich hinein.



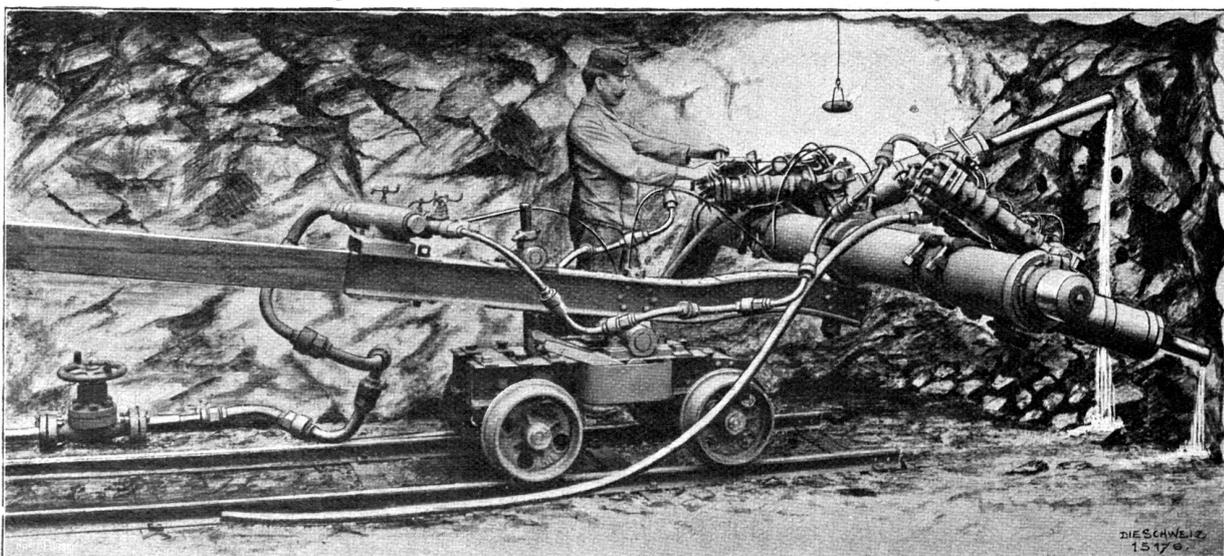
Der Durchschlag des Simplontunnels (24. 11. 1905). Die Durchschlagsöffnung, die den Süd- und den Nordstollen verbindet (Phot. Ferrario, Mailand).

"Laß doch einmal dein läppisches Tun!" verwies ihr die Mutter. "Soeben schalt der Vater..."

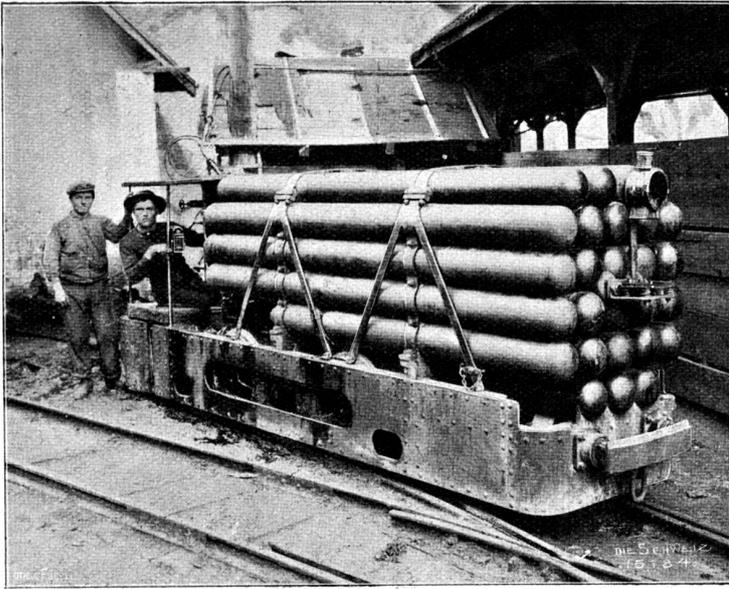
"Ihr tötet, mein' ich, auch lachen, Mutter, wenn Ihr solch prächtige Sachen geschenkt bekämt!" sprach Anna, indem sie aus ihrer Schürzentasche ein Etui mit Glasdeckel entnahm und es der Mutter überreichte.

"O, o, ein Goldbüchchen, lueg auch da, Vater! Und von wem hast du das, du hagels Meitli?" fragte die Speerhöferin.

"Das sage ich um keine zehn Franken; ich bekäm's ja das ganze Jahr zu hören. Ich nehm's überhaupt nicht an; wenn er das nächste Mal kommt, kann er's wieder mitnehmen."



Die Brandtsche Gesteinbohrmaschine.



Die Tunnellokomotive, mittelst komprimierter Luft zu betreiben.

Inzwischen war die zweite Tochter, Sophie, auf den Plan getreten.

„Das kann ich Euch bald sagen, woher sie's hat!“ lachte diese, indem sie hastig ein mit dem Poststempel versehenes Papier vom Boden aufhob.

„Gib her da!“ schrie die andere und stürzte sich auf die Schwester, wie die Hühner auf den vorgeworfenen Weizen. Es entstand ein Ringen, Lachen und Schreien; Sophie ging als Siegerin aus dem Kampfe hervor. Als sie das Aufklärung verheißende Papier erobert hatte, las sie:

Herrn Fritz Aebiker, Landwirt

in Stilltal bei Waldweilen.

Absender: Gebrüder Häfsliger, Uhrenhandlung, Luzern.

„O, o, vom versteinerten Mönch! Kathri, Marie!“ rief sie und stürzte hinaus und in die Kammer hinauf, um das großartige, unglaubliche Ereignis brüherwarm zu verkünden. Anna aber floh vor den spottlustigen Schwestern bis in den Keller.

Am nächsten Morgen brauchten die alten Leute nicht so lange auf ihre Köchin zu warten. Das Feuer prasselte schon lustig, und köstlich dampfte der Kaffee, als sie aus ihrer Schlafkammer in die Stube kamen. Dort war Anna bereits mit dem Abstauben der Möbel beschäftigt.

„Necht so, daß ihr kommt,“ empfing sie die Eltern; „nun können wir doch ruhig über meine Angelegenheit reden. Dem Goldbrühen ging nämlich ein Heiratsantrag voran, und ich hatte wahrlich nicht das Herz, den Freier gleich abzuweisen; er hat auch ein himmeltrauriges Gesicht gemacht, als ich mich unschlüssig zeigte; ich sagte, ich wolle mich besinnen.“

„Hoffentlich hast du dich schon ausbeonnen, du dummes Meitli du; einen reichern und brävern Burschen wüßte ich in der ganzen Gegend keinen!“ meinte die Mutter.

„Und dazu ist der Fritz gar nicht dumm,“ fügte der Vater hinzu; „das stille Wesen liegt in der Art; sein Alter ist perfekt so gewesen. Ich weiß die vielen Spitz- und Spottnamen nicht mehr alle, die wir ihm beim Militär und bei den Kiltgängen angehängt haben, und schließlich brachte er es doch weiter, als wir andern alle. Er wurde Gemeinderat und Friedensrichter; ja, er wäre sogar zum Präsidenten gewählt worden, wenn er nicht so weit vom Dorfe entfernt gewohnt hätte. Und der Junge scheint ihm nicht nachzusehen. Lueg, Meitli, nicht zehntausend Franken nähme ich für die Aussicht, ihn zum Schwiegerohn zu bekommen.“

„Und mir wäre sie auch nicht um diese Summe feil,“ befräktigte die Speerhöserin, „und noch eins, Anny — zwar wirst du jedesmal fuchswild, wenn ich dir damit komme — aber jetzt muß es doch heraus: lueg nur einmal in den Spiegel! Ein Wunder, ein großes Wunder ist's, daß dich so einer will!“

„Ich muß jetzt nach dem Frühstück sehen,“ unterbrach

Anna dies unliebame Thema, und das Zuschmettern der Tür bewies, daß die Worte der Mutter sie verletzt hatten. Als sie nach einigen Minuten mit den vollen Kaffeekrügen zurückkehrte, war ihr Entschluß gefaßt, und sie teilte ihn den Eltern in folgender Weise mit: „Aber das sage ich zum voraus: ich will, wie bis dahin, an allen Tanztagen, Kirchweihen und Jahrmärkten mit dabei sein! Wenn's ihm gefällt, mag er mitkommen; hat er keine Lust dazu, so kann er zu Hause bleiben und daheim Trübsal blasen.“

„Ja, ja, mach's nur so, Anny! Als ich meinem Vater zulieb den viel ältern Mann heiratete, war ich ebenfalls dieser Meinung; allein, wie ich ein Kind hatte und schon wieder eins in Aussicht stand, ehe das erste sitzen konnte, da habe ich alle Kirchweihen, Jahrmärkte und Tanzsountage ins Pfefferland gewünscht für den Fall, daß ich dabei sein müßte,“ berichtete die Mutter mit rohem Lachen.

Scheinbar ging Anna ihrer Vernunfttheirat leichten Sinns entgegen. Tapfer rechtfertigte sie sich, wenn die Bekannten sie ihrer Verbindung mit dem versteinerten Mönch halber hänselten, lachte sogar mit und war nie um eine schlagfertige Antwort verlegen. War sie jedoch allein oder konnte sie nachts nicht schlafen, sodaß sie Mühe hatte, tiefer über die Sache nachzudenken, dann weinte sie oft heiße Tränen über ihre Zukunft. Gewiß hätte es ihr nicht an Mut gefehlt, den Eltern frei zu bekennen: „Ich mag den einsilbigen Menschen nicht leiden und kann ebensowenig mein Leben in dem von allem Verkehr abgeschlossenen Stilltal zubringen.“ Sie mußte indes immer wieder der mütterlichen Worte gedenken: „Ein Wunder ist's, daß dich so einer will!“ Sie sah ein, wie wahr und berechtigt sie waren. Um keinen Preis aber mochte sie alte Jungfer werden und noch viel weniger einen armen Schlucker heiraten. Was blieb ihr somit anderes übrig? Der Mann war ja soweit ganz recht. Tränen lindern den Schmerz! Und wenn sie sich ausgeweint und erleichterten Herzens die Sache überdachte, empfand sie für den Mann, der ihr trotz ihrer Häßlichkeit so aufrichtig zugeht, einen Anflug von Gegenliebe.

Auch an ihrem Hochzeitsfeste spielte Anna nicht den ganzen Tag die Tränenweide. Als die kirchlichen Zeremonien vorbei waren und ihr aus dem Gasthause, wo ein großartiger Hochzeitschmaus stattfand, die Tanzmusik entgegenrauschte, da juckte es sie gleich in den Füßen, und sie war wieder die lustige Anna von ehedem.

Im ersten Halbjahr schwebte am Gehimmel im Stilltal kein trübes Wölklein; der Grüngrundbauer ließ sich von seiner jungen Frau völlig beherrschen und erfüllte ihre leisesten Wünsche. Im Dorfe ging — halb ernst, halb scherzhaft — das Gemurmel, der Aebiker werde am Ende noch liebedlich; er, den man früher an seiner Luftbarkeit sah, fahre jetzt mit seiner bessern Hälfte allen Jahrmärkten und Kilbenen nach. Doch es kam anders. Die beiden Anlässe ließ sich Fritz zwar gefallen; ja, er bereute sogar, daß er sich namentlich an den Jahrmärkten nicht eher beteiligt hatte, wo es doch manches zu sehen und zu hören gab, woraus er für die Landwirtschaft, sein Vieh, sogar für die Bienen Belehrung und Nutzen ziehen konnte. Gegen die Tanzbelustigung an der Fastnacht hegte er jedoch einen entschiedenen Widerwillen und fand eines Tages Grund genug, seine Frau von diesen Vergnügungen fernzuhalten, denen er keinen Geschmack abzugewinnen vermochte. Als ihm nämlich ums Neujahr herum die Ehre zuteil ward, dem Kinde des Landjägers „Schlottergöttli“, d. h. stellvertretender Laufpate zu sein, flüsterte ihm während des üblichen Mahls im Gasthause die Hebamme gelegentlich die Worte zu: „Eure Frau wird, denk' ich, diese Fastnacht wohl nicht zu weit gehen, Herr Aebiker!“

„Ja, ja, wenn's auf mich ankommt, machen wir gar nichts mit,“ entgegnete er.

„Schon besser!“ Diese Bemerkung der weisen Frau war das erste, was er beim Heimkommen seinem Weibe mitteilte; doch Anny nahm keine Notiz davon; sie zählte mehrere Bekannte auf, die trotz interessanter Umstände zum Tanz gegangen, ohne Schaden zu nehmen.

Am ersten Fastnachtsontag in Waldweilen setzte es im



Der Kirchgang.

Nach dem Gemälde von Erik Burger, Basel.
Eigentum des Staates Aargau im Gewerbemuseum zu Aarau.

Stilltal einen gehörigen Disput ab, den Anna damit beendete, daß sie nach Mantel und Kapuze griff und dem Speerhof zuwanderte, in der Absicht, im Maskenkostüm mit den Schwestern in den „Sternen“ zum Tanz zu gehen. Doch daraus ward nichts; als die Eltern Kenntnis davon erhielten, ließ die Speerhöferin wieder einmal ihre Bergmannsstimme erschallen und ihre Fuhrknechtsausdrücke hören; statt zum Maskenball in den „Sternen“, ging's gegen Abend gesenkten Hauptes in mütterlicher Begleitung dem Stilltal zu. Bei dieser Gelegenheit schenkte aber die Speerhöferin ihrem Tochtermann auch „einen Schnaps“ ein mit den Worten: „s ist doch unverkämmt von dir, daß du dem Nunny heute die Freude so verborben; ich meine, du hättest dich nicht zu schämen gehabt, sie in den „Sternen“ zu begleiten.“

„Aber, Mutter, die Hebamme sagte ja . . .“

„Ach was,“ unterbrach sie ihn, „geh mir weg mit der Hebamme; die versteht keinen Pfifferling!“

Von diesem Tage an fühlte sich die junge Frau nicht mehr heimisch im Stilltale; noch oft mußte die Speerhöferin kommen, um die Eintracht wiederherzustellen; doch Michel, der alte Knecht, der dem Zerrwürfnis mit stillem Mißfallen zusah, war der Meinung, sie verderbe mehr am Hausfrieden, als daß sie ihn fördere. Michel diente schon über dreißig Jahre auf dem Grüngrundhof und hing mit seltener Treue und Hingebung an der Familie.

Friedensrichter Mebiker, der den treuen Knecht zu schätzen wußte, hatte denn auch vor seinem Tode verordnet, daß er zeitlebens ein Heim in seinem Hause haben und von den Meisterleuten wie ein teures Familienglied in seinen alten und tranken Tagen verpflegt werden solle. Leider übte diese Wohlthat auf Michels Gemüt nicht die Wirkung aus, die sie verdient hätte. Das Naturgesetz verlangt, daß sich der Mensch auch geistig betätige. Sinnen und Sorgen für sich und andere ist ihm dringendes Bedürfnis. Bisher hatte Michel keine Sorge gehabt als die für seine alten Tage; nachdem er ihrer nun durch obige Testamentsverfügung entboren war, beschränkte sich sein Denkbedürfnis einzig und allein auf sein Seelenheil. Er fing an, über seine menschlichen Schwächen zu grübeln, die, weil sie mit ihm alt geworden, nicht so leicht abzuschütteln waren. Das ängstigte ihn; er fürchtete, seiner Seligkeit verlustig zu gehen, wenn er nicht alle seine Unvollkommenheiten ablege und Buße tue. Er marterte sein Gehirn durch Erforschung seiner Sünden bis zum Zerpringen; der gute, aber beschränkte Geselle war, mit einem Wort, auf dem besten Wege überzuschnappen. Daß Fritzens Ehe eine unglückliche, ging Michel tief zu Herzen; mit dessen Eltern, den eigenartigen, für sich lebenden Eltern war er völlig verwachsen gewesen, ein Herz und eine Seele; ihr Glück war sein Glück. Und als sich der Storch auch im Stilltal einfand und einen gelunden Knaben ins Haus brachte, dessen Lebenslichtlein aber in einigen Wochen wieder zu er-

löschen drohte, sodaß der Arzt für dessen Genesung wenig Hoffnung hegte, da hatte auch Michel mit den verzweifeltsten Eltern die ganze Nacht an der Wiege gewacht; und wie der Moment kam, wo des Säuglings Atemzüge für einige Minuten nicht mehr hörbar waren und Leichenblässe sein Gesichtchen überzog, erbehte auch sein Innerstes, und der Menschheit ganzer Jammer faßte ihn an. Doch die Krisis ging vorüber, des Patienten Zustand wandte sich zum Bessern; die jungen Eheleute sanken in heißem Dankgebet auf ihre Knie, und auch über Michels Wangen rollten Freudentränen. Als er eines Tages seinem alten Gewissen mit Grübeln ganz barbarisch zugelegt und es völlig zermartert hatte, kam er zu dem Ergebnis, er sei eigentlich schuld an dieser Heirat, d. h. diesem Unglück. Am Weihnachten herum war's gewesen — Michel schnitt gerade Rüben fürs liebe Vieh — da trat Fritz treuherzig zu ihm mit der Frage: „Was meint Ihr, Michel, wo soll ich ein Pferd entleihen, da das unsrige krank ist? Ich sollte notwendig nach der Stadt fahren.“

„Ich ginge zu des Speerhöfers,“ erwiderte der Gefragte ohne langes Besinnen. „Gut so!“ Und der junge Mann machte sich unverweilt auf den Weg nach dem Speerhof, wo ihm die älteste Tochter die Tür öffnete. Ihr brachte der in Folge seiner Erziehung ungemein schüchterne Jüngling tief besangene und stockend sein Anliegen vor; aber sie ließ ihn nicht ausreden: „Mit tausend Freuden erweisen wir Euch diesen Dienst,“ fiel Anna ihm ins Wort. „Das ist recht schön, daß Ihr an uns gedacht habt. Ihr könnt auswählen, welches von beiden Ihr lieber wollt. Zuvor müßt Ihr aber noch in die Stube kommen und eins mit uns trinken.“

Solch freundlicher Empfang ist für den besangenen Menschen, was für den Durchfrohrenen der Eintritt in ein gutgeheiztes Zimmer. Sicher hätte Fritz sich noch lange nicht getraut, irgendwohin zum Abendfrit zu gehen, wenn Michel, wie er's jetzt reuevoll einsah, ihm damals nicht zugeredet hätte; von da an aber war er jeden Sonntag auf dem Speerhof. Es wären ja noch mehr Pferdebesitzer in der Runde gewesen, die sich's zur Ehre angerechnet hätten, dem reichen Grüngrundbauern ein Roß zu leihen, was Fritz wohl wußte; er war indes gewohnt, sich mit Michel wie mit einem Vater über solche Dinge zu beraten. Auf ihm lastete somit die Schuld dieser unseligen Heirat, was ihm, wie er meinte, in alle Ewigkeit nicht verziehen werde, falls er die Sache nicht wieder ins Geleise bringe. So nahm er sich denn vor, der Wäuerin gelegentlich ins Gewissen zu reden, und zwar bald einmal. Doch damit hatte es vorläufig gute Weile; das eine Mal fehlte ihm der Mut dazu, das andere Mal das richtige Wort zum Beginn. Aber geschenkt soll's ihr nicht werden, darauf kann sie sich verlassen, die böse Kantsippe, die dem guten Fritz das Leben so sauer macht! Das schwur sich unser Michel.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserer Kunstbeilage „Der Kirchgang“ von Fritz Burger.

Die „Schweiz“ hat bereits damit begonnen, eine Anzahl Bilder aus der kantonalen Gemäldesammlung zu Aarau, aufgestellt im dortigen neuen Gewerbemuseum, ihren Lesern darzubieten*). Diese Sammlung enthält mancherlei Schönes und Interessantes und ist vielleicht nicht in dem Maße bekannt, wie sie es verdiente. Sie besteht aus über hundert Delgemälden, Aquarellen und Stichen. Die Bilder gehören dem Staat Aargau und dem aargauischen Kunstverein, der diesen Teil des Museums verwaltet, oder sind Deposita des Bundes, bezw. der Gottfried Keller-Stiftung; außerdem ist noch eine Anzahl Bilder von der Erbschaft Stäbli deponiert. Adolf Stäbli ist im ganzen mit fünfundsanzig Bildern und Skizzen vertreten. Von Böcklin besitzt der Kunstverein die „Muse des Anakreon“, und vor kurzem hat er „Die Hoffnung“ von Cuno Amiet gekauft. Wir nennen weiterhin Bilder von Diethelm Meyer, Rudolf Koller, W. L. Lehmann, Otto Frölicher, Franz Aerni, Fritz Burger, Albert Anker, Galbusera, Carl Theodor Meyer, Otto Gampert, Hans Bachmann, Victor Tobler, de Bury,

Professor Zimmermann (Bildnis von Adolf Stäbli), Luise Breslau, Kießstahl, Philipp Roth u. s. w.; außerdem Aquarelle von Baumgartner, Lehmann, Ravel, Burkart Mangold (Del-pastell) und Stiche und Radierungen von Joh. Burger, C. von Schennis, Albert Welti, Emil Anner, van Muyden, Karl Stauffer u. s. w.

Unsere Publikation der Aarauer Bilder, die mit dankenswerter Bewilligung der aargauischen Regierung und des Kunstvereins erfolgt, setzen wir fort mit dem Bild eines Aargauers, nämlich mit dem „Kirchgang“ des Malers Fritz Burger, gebürtig aus der Gemeinde Burg am Rheim bei Zurzach.

Fritz Burger, Sohn des Kupferstechers Johannes und Enkel des Goldschmieds und Graveurs Melchior Burger, empfing seine künstlerische Ausbildung in München und Paris und hält sich nun seit einigen Jahren in Basel auf, wo er als Bildnismaler sehr geschätzt ist. Er erlangte 1897 auf der internationalen Kunstausstellung in Dresden die goldene Medaille. Das hier mitgeteilte Bild ist eines der bekanntesten des Künstlers und gehört dem Kanton Aargau. Burger stellt Landleute in den bairischen Vorbergen, die zur Kirche gehen, dar. An den ausdrucksvollen Gesichtern erkennt man den Porträtfisten; namentlich dasjenige der würdigen Frau ist sehr beachtenswert. Ruhiger Ernst, aber

*) Vgl. „Die Schweiz“ VIII (1904) S. 440/41 Robert Zünd „Am Sem-pachersee“, S. 464/65 Friedrich Stürnimann „Das Brot der Armen“, S. 488/89 Rudolf Koller „Der Wägger“ und S. 496/97 Diethelm Meyer „Mädchenkopf“; ferner im laufenden Jahrgang S. 85/89 Diethelm Meyer „Spielende Kinder“.